

Fritz B. Simon



Formen (reloaded)

Zur Kopplung von Organismus,
Psyche und sozialen Systemen

Band 1 • Sätze 1–28
Erkenntnis- und systemtheoretische Grundlagen

27.6 Indifferenzbereich: Es gibt für jedes der drei genannten, aneinander gekoppelten autopoietischen Systeme einen Bereich von Veränderungen der mit ihm gekoppelten Systeme (= Umwelten), die für es **keinen Unterschied** machen, d.h. auf deren Veränderungen es **indifferent** reagiert.

Veränderungen, die in den Indifferenzbereich eines autopoietischen Systems fallen, können meist nur von außen beobachtet werden (Beobachtung 2. Ordnung), da ja das Neue, das assimiliert wird, vom System selbst nicht als neu oder einen relevanten Unterschied machend beobachtet (1. Ordnung) wird. Wird ein Mensch mit seiner Nicht-Wahrnehmung oder Bewertung des Unterschieds als irrelevant konfrontiert, antwortet er gern mit: »Ist mir doch ganz egal ...!« Biologische Systeme antworten allerdings üblicherweise mit einer für den Beobachter nicht wahrnehmbaren Konstanz physiologischer Prozesse, soziale Systeme ganz analog ...

Das Konzept der **Indifferenzzone** stammt – wie bereits erwähnt – aus der Organisationsforschung. Es wurde von Chester I. Barnard (1938) formuliert, und er bezieht es auf Organisationen bzw. die Reaktion der Mitarbeiter auf Anforderungen der Organisation.

The phrase »zone of indifference« may be explained as follows: If all the orders for actions reasonably practicable be arranged in the order of their acceptability to the person affected, it may be conceived that there are a number which are clearly unacceptable, that is, which certainly will not be obeyed; there is another group somewhat more or less on the neutral line, that is, either barely acceptable or barely unacceptable; and a third group unquestionably acceptable. This last group lies within the »zone of indifference«. The person affected will accept orders lying within this zone and is relatively indifferent as to what the order is so far as the question of authority is concerned. Such an order lies within the range that in a general way was anticipated at time of undertaking the connection with the organization.

Barnard, Chester I. (1938): The Functions of the Executive. Cambridge, MA (Harvard Univ. Press), 18. Aufl. 1968, S. 168 f.

27.6.1 Möglichkeit 1: Die Indifferenz erstreckt sich für alle Systeme desselben Typs auf denselben Bereich von Umweltveränderungen (z. B. menschliches Bewusstsein reagiert **generell** nicht direkt auf einen speziellen Typus von Veränderungen).

Das ist der Fall, wenn psychische Systeme z. B. **indifferent** auf spezifische (z. B. biochemische) Veränderungen innerhalb des Organismus reagieren oder besser gesagt: sie nicht wahrnehmen und nicht auf sie reagieren. Auch wird man sich als Mensch der eigenen Arterienverkalkung nicht bewusst, bis dann auf einmal Durchblutungsstörungen erlebbar werden usw. Für die meisten körperlichen Funktionen, die durch das vegetative Nervensystem geregelt werden, gilt, dass sie bestenfalls dann ins Bewusstsein treten, wenn sie gestört sind.

Aber auch in der physischen Umwelt geschieht vieles, das in den Indifferenzbereich des Bewusstseins fällt (wenn auch nicht in den Indifferenzbereich des Organismus). Ein Beispiel dafür sind radio-aktive

Strahlen oder Röntgenstrahlen, die für den Organismus wahrnehmbar (= schädigend) sind, aber demjenigen, der ihnen ausgesetzt ist, nicht ohne Hilfsmittel wie Geigerzähler o. Ä. wahrnehmbar sind.

Indifferenz ist also eine Form der Systemrationalität (es wird nur wahrgenommen, was sich im Laufe der Geschichte als relevant erwiesen hat) oder Systemirrationalität (wenn Ereignisse oder Prozesse, die für das eigene Wohl relevant sind, nicht wahrgenommen werden und daher nicht auf sie reagiert wird). Dass der Lernprozess für Lebewesen – was ihre physische Struktur angeht – Jahrmillionen gedauert hat, bei einem Bewusstsein hingegen auf die Lebenszeit eines konkreten Lebewesens beschränkt ist, muss hier noch einmal betont werden.

27.6.2 Möglichkeit 2: Die Indifferenz ist ein Merkmal eines konkreten (= eigenartigen) Systems (z. B. das psychische System von Herrn oder Frau xy reagiert nicht auf die Veränderung z) und sie ist im Laufe der Geschichte erworben worden.

Wenn, zum Beispiel, ein älterer Herr an einem lauen Frühlingsabend mit einer jungen Frau auf dem Tennisplatz den Heldentod (Herzinfarkt) stirbt, so dürfte das ein Fall sein, wo das Bewusstsein seine Aufmerksamkeit nicht auf das eigene Herz (oder nur im übertragenen Sinne) richtet und die körperliche Überforderung in den aktuellen Indifferenzbereich

dieses armen alten Mannes fällt – und, wahrscheinlich dürfte dies nicht das erste Mal sein, dass seine körperlichen Bedürfnisse in den Indifferenzbereich seines Bewusstseins fielen (weil er möglicherweise seinen Fokus der Aufmerksamkeit auf ganz andere körperliche Bedürfnisse oder das soziale System – die Interaktion – richtete).

27.7 Resilienz: Die Fähigkeit eines autopoietischen Systems (sei es ein Organismus, ein psychisches oder soziales System), angesichts eigener, negativ bewerteter systeminterner Veränderungen und/oder Veränderungen einer Umwelt (Krisen) interne Ressourcen für die eigene Entwicklung zu nutzen (= Akkommodation/Assimilation), so dass das Überleben bzw. als positiv bewertete Qualitäten der eigenen Existenz erhalten oder wiederhergestellt werden.

Resilienz ist zwar ein Begriff, der in der Medizin zur Beschreibung der Tatsache verwendet wird, dass Menschen mehr oder weniger gut Krankheiten und Krisen körperlich und psychisch verdauen können, d.h. die Fähigkeit haben, sie zu überleben und, wenn auch vielleicht unter unterschiedlichen Bedingungen, weiter zu leben und manchmal sogar besser als vorher. Dieses Konzept wird auch auf soziale Systeme – z.B. auf Familien oder Unternehmen – angewendet. So gibt es Organisatio-

nen, die Krisen besser überstehen als andere und daher langlebiger sind. Familienunternehmen sind z.B. – anders als es die öffentliche Darstellung suggeriert – in der Lage weit länger zu überleben als börsennotierte Kapitalgesellschaften, weil sie resilienter sind. Die Bedingungen der Resilienz von Unternehmen zu untersuchen, dürfte in Zukunft ein vielversprechender Forschungsansatz sein. Aber auch zwischen Kulturen dürfte es gravierende Resilienzunterschiede geben.

Resilienz hat mit der Fähigkeit zu tun, sich von Schwierigkeiten zwar beeinträchtigen, aber nicht zerstören zu lassen. Die Fähigkeit, sich zu biegen, ohne zu zerbrechen, ist das Wesentliche dabei. Allerdings weiß ich im Voraus nie, wer an Schwierigkeiten »gedeiht« und wer nicht. Und ich weiß auch nie, was für Kräfte im Leben es braucht, damit Gedeihen möglich wird. (S. 22)

[...]

Das Hauptparadox von Resilienz liegt darin, dass die schlimmste Zeit eines Lebens auch das Beste bewirken kann. Eine Lebenskrise kann zu Lernen, Verwandlung und Entwicklung in ungeahnte Richtung führen. (S. 149)

Welter-Enderlin, Rosmarie (2010): Resilienz und Krisenkompetenz. Heidelberg (Carl-Auer), S. 22 und S. 149.

Allgemein gilt dabei, dass der Konstruktion von Resilienz als psychosozialer Ressource auf einer tiefenstrukturellen Ebene eine Art allgemeines »Interaktionsschema« zugrunde liegt. Wir sind resilient (oder eben auch nicht) immer nur in Bezug auf etwas anderes, das etwas »mit uns macht« und daher auf irgendeine Weise ein Problem für uns darstellt, auf das wir reagieren. Dieses Interaktionsschema beinhaltet also jeweils eine beliebige Entität als Protagonisten (etwa ein Subjekt, ein Selbst, ein System, einen Organismus usw.), der durch eine weitere Entität als Antagonisten (ein Problem, ein Trauma, Stress etc.) bedroht, beeinträchtigt oder beschädigt wird. Als Resilienz erscheint in diesem Schema nicht nur das Vermögen des Protagonisten, diesen

Beeinträchtigungen standzuhalten, er kann auch bestimmte Aktivitäten in Gang setzen, um die eigene Resilienz zu stärken oder den Antagonisten zu schwächen. In dem Maße, als der Protagonist eine wie auch immer geartete Hilfe für diesen Zweck in Anspruch nimmt oder angeboten bekommt, erweitert sich das Schema von einer Dyade zur Triade. Hilfe kann entweder die

Stärkung der Resilienz des Protagonisten zum Ziel haben oder die Verkleinerung, Schwächung, Auflösung des Antagonisten.

Levold, Tom (2006): Metaphern der Resilienz. In: Welter-Enderlin, Rosmarie u. Bruno Hildenbrand (Hrsg.): Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände. Heidelberg (Carl-Auer), S. 230–254, S. 234 f.